

Zeitschrift:	Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur
Herausgeber:	Verein für Bündner Kulturforschung
Band:	- (2017)
Heft:	3
Artikel:	Ein Meisterwerk in bestem Alter : das Wohnhaus für alte Menschen in Chur-Masans von Peter Zumthor, erbaut 1989-1993
Autor:	Tschanz, Martin
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-730809

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Meisterwerk in bestem Alter

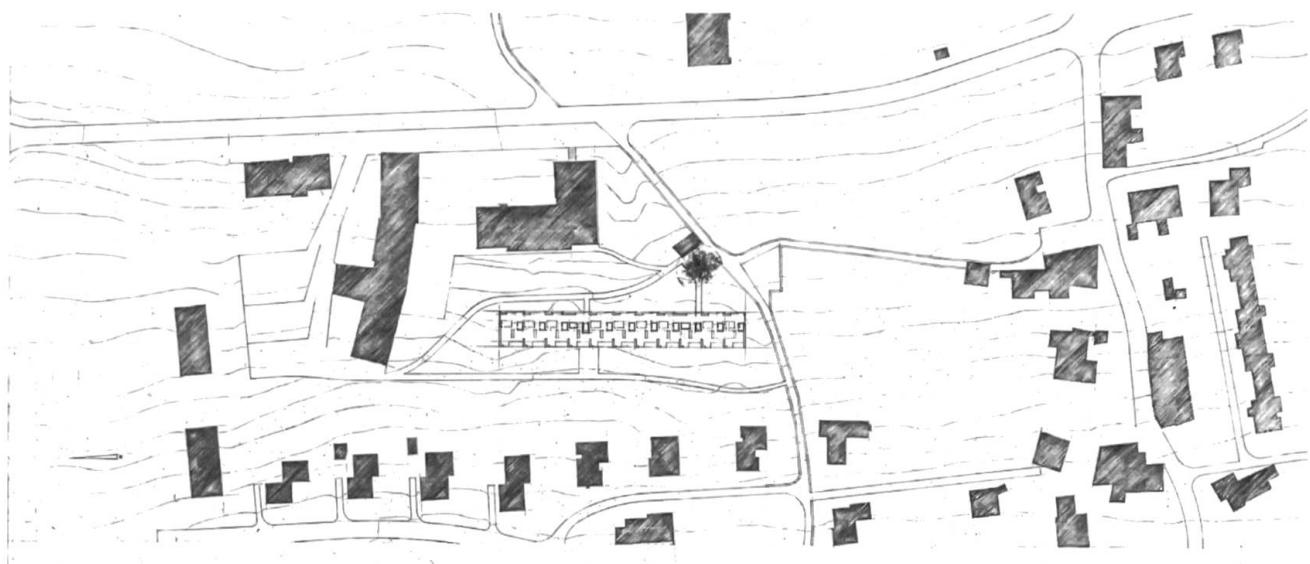
Martin Tschanz

**Das Wohnhaus für alte Menschen in Chur-Masans
von Peter Zumthor, erbaut 1989–1993**

1993 eröffnete das «Wohnhaus für Betagte» der Evangelischen Alterssiedlung Masans (heute Stiftung CADONAU), eine lange Zeile mit 21 Wohneinheiten, die den Bedürfnissen von Selbständigkeit und Sicherheit im Alter Rechnung trägt. Das vom Haldensteiner Architekten Peter Zumthor errichtete «Haus zur Linde», wie das Gebäude seit geraumer Zeit genannt wird, soll 2018 renoviert und dabei auch den zwischenzeitlich neu formulierten Komfortansprüchen angepasst werden. Das entsprechende Projekt des Ateliers Peter Zumthor & Partner wird im nächsten Jahr im Bündner Monatsblatt vorgestellt.

Den anfänglichen Plan, den noch jungen Bau durch einen Neubau zu ersetzen, liess die Bauherrschaft fallen, nachdem Pritzker-Preisträger Zumthor mittels einer städtebaulichen Studie aufzuzeigen vermochte, dass sich die gewünschte Anzahl neuer Alterswohnungen auf dem Areal des Altersheims auch mit Erhalt der «Linde» würde realisieren lassen. Hätte sich die Bauherrschaft nicht einsichtig gezeigt, das mehrfach preisgekörnte Meisterwerk stünde wohl nicht mehr – denn rein rechtlich wäre einem Abbruch nichts im Wege gestanden (vgl. den Beitrag von Patrick Sckoeck-Ritschard in vorliegendem Heft). Welche Werte damit verloren gegangen wären, zeigt der renommierte Architekturpublizist Martin Tschanz in seiner Beurteilung des Bauwerks 24 Jahre nach dessen Inbetriebnahme.

Als ich das Haus für alte Menschen in Masans das erste Mal besucht hatte, war es noch ganz neu. Wie alle war ich beeindruckt, wie gekonnt Peter Zumthor zwischen den grossen Volumen des Altersheims und den kleinmassstäblichen Einfamilienhäusern am Hang vermittelt und wie genau diese städtebauliche Setzung zum Programm des gemeinsamen und doch autonomen Wohnens passt. Man bestaunte die Eleganz, die in der Einfachheit des lan-

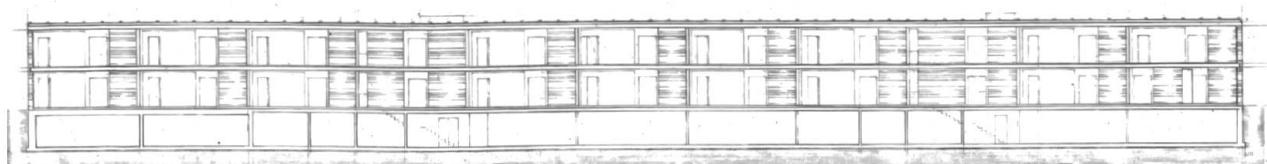
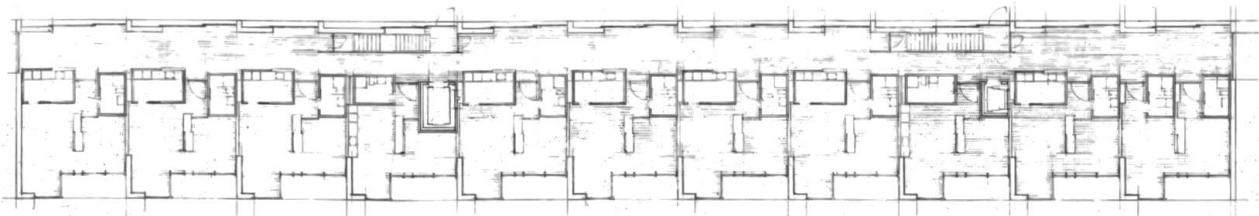


Lageplan (Atelier Peter Zumthor & Partner, Haldenstein).

gen und prägnanten, aber niedrigen und reich gegliederten Hauses liegt, mit dem Obstgarten davor und dem Gartenhof dahinter. Man sah die moderne Westfassade, mit der sich die Wohnungen, regelmässig aneinander gereiht, talwärts wenden, vom Boden abgehoben und dadurch mit gebührender Distanz zur Nachbarschaft, während an der Ostseite eine Pfeilerhalle die Geschosse zusammenbindet, wobei die Kolossalordnung das Gebäude rhythmisiert, fest auf den Boden stellt und zum halbprivaten Garten hin öffnet.

Vor allem aber bewunderte man das Zusammenspiel der Materialien. Die warmen Braun- und Gelbtöne von Tuffstein, Lärchen- und Birkenholz, die im kühlen Grau des Betons einen Kontrastpunkt finden. Und das Spiel des Lichts auf den Körpern, die den

Grundriss und Schnitt (Atelier Peter Zumthor & Partner, Haldenstein).





Ansicht von der Kronengasse (© Hélène Binet).

Raum gliedern. Beeinflusst von den grossartigen und makellosen Fotografien von Hans Danuser fragte man sich sogar, ob nicht die noch spärlichen Möbel, mit denen die Bewohnerinnen und Bewohner begannen, die Laubenhalle in Besitz zu nehmen, das architektonische Kunstwerk stören würden. Ob es nicht vielleicht allzu schön sei, um sich im Alltag zu bewähren.

Heute, mehr als zwanzig Jahre später, stellt sich diese Frage nicht mehr. Das Haus zeigt sich im besten Sinn als bewohnt und beweist dabei, wie gut es als Hintergrund für das Leben taugt. Die Vertrautheit des Echten, der Mauern und der massiven, klingenden Lärchenböden, von der Zumthor sprach,¹ zeigt sich als eine Realität. Man glaubt zu sehen, wie die alten Menschen, von denen wohl viele noch mit der Dinglichkeit traditioneller Bauten gelebt haben, das Haus mit einer Selbstverständlichkeit bewohnen, als wäre es ihr eigenes. Die Laubenhalle ist heute ein vielfältig und liebevoll möblierter Lebensraum, der sich mit seinen Nischen anbietet für ein halböffentlichtes Zusammensein. Man erinnert

sich an die antike Stoa, verwirft den Gedanken aber sogleich, weil das Pathos antiker Grösse nicht so recht zur hier gelebten Häuslichkeit passen will. Doch haben nicht die klassische Säulenhalle und die traditionelle Laube die gleichen Wurzeln als gemeinschaftlicher Ort zwischen innen und aussen?

Ein Schlüsselwerk

Das Haus in Masans nimmt im Werk von Peter Zumthor eine Schlüsselstellung ein. Die frühen Arbeiten, die den Architekten berühmt gemacht hatten, waren Holzbauten, und schon wurde hie und da maliziös vom «Lättli-Peter» gesprochen. Nun wurden diese Reden Lügen gestraft. Zwar bleibt das Gefüge der Teile auch in diesem Bau ein wesentliches Thema. Stäbe haben aber nur noch einen Nebenauftritt. Die Hauptrollen spielen die Tafeln der Schiebefenster, der Wandbekleidungen und der Decken, vor allem aber die hölzernen und steinernen Körper, die den Raum gliedern. Die Eigenheiten der unterschiedlichen Teile werden dabei zum Ausdruck gebracht und sinnvoll genutzt. Die Tafeln sind appliziert, zum Teil sogar beweglich, die Mauern tragen die Lasten der darauf aufgelegten Decken und die hölzernen Volumen stehen frei und für sich selbst. Der Tuffstein entfaltet dabei eine doppelte Körperlichkeit als gemauertes Volumen und als körperhafte Mauer. Bei der Laubenhalle treten die winkelförmigen Mauern je nach Perspektive unterschiedlich in Erscheinung. Während sich von aussen eine geradezu klassische Kolossalordnung mit Pfeilern

Ostfassade und südliche Stirnseite (© Hélène Binet).





Westfassade (© Hélène Binet).

und Kranzgesims zeigt, sieht man innen massive Blöcke, die den langgestreckten Raum gliedern. Man spürt hier jene Begeisterung für architektonische Körper, von der auch die Therme in Vals geprägt wird.² Das Interesse gilt dabei gleichermaßen ihrer materiellen Präsenz wie ihrer Möglichkeit, Raum zu definieren, ohne ihn abzuschliessen.

Eine solche Raumbildung durch einzelne, prägnante Körper war in der Architektur der deutschsprachigen Schweiz jener Jahre ein zentrales Thema, das vom Städtebau bis hin zum einzelnen Haus in unterschiedlichen Massstäben aufgegriffen wurde. In Masans kann das Gebäude als Ganzes und auch die einzelne Wohnung als eine offene Struktur verstanden werden, deren Räumlichkeit sich zwischen den unterschiedlichen Körpern aus Stein und aus Holz gleichsam verdichtet.

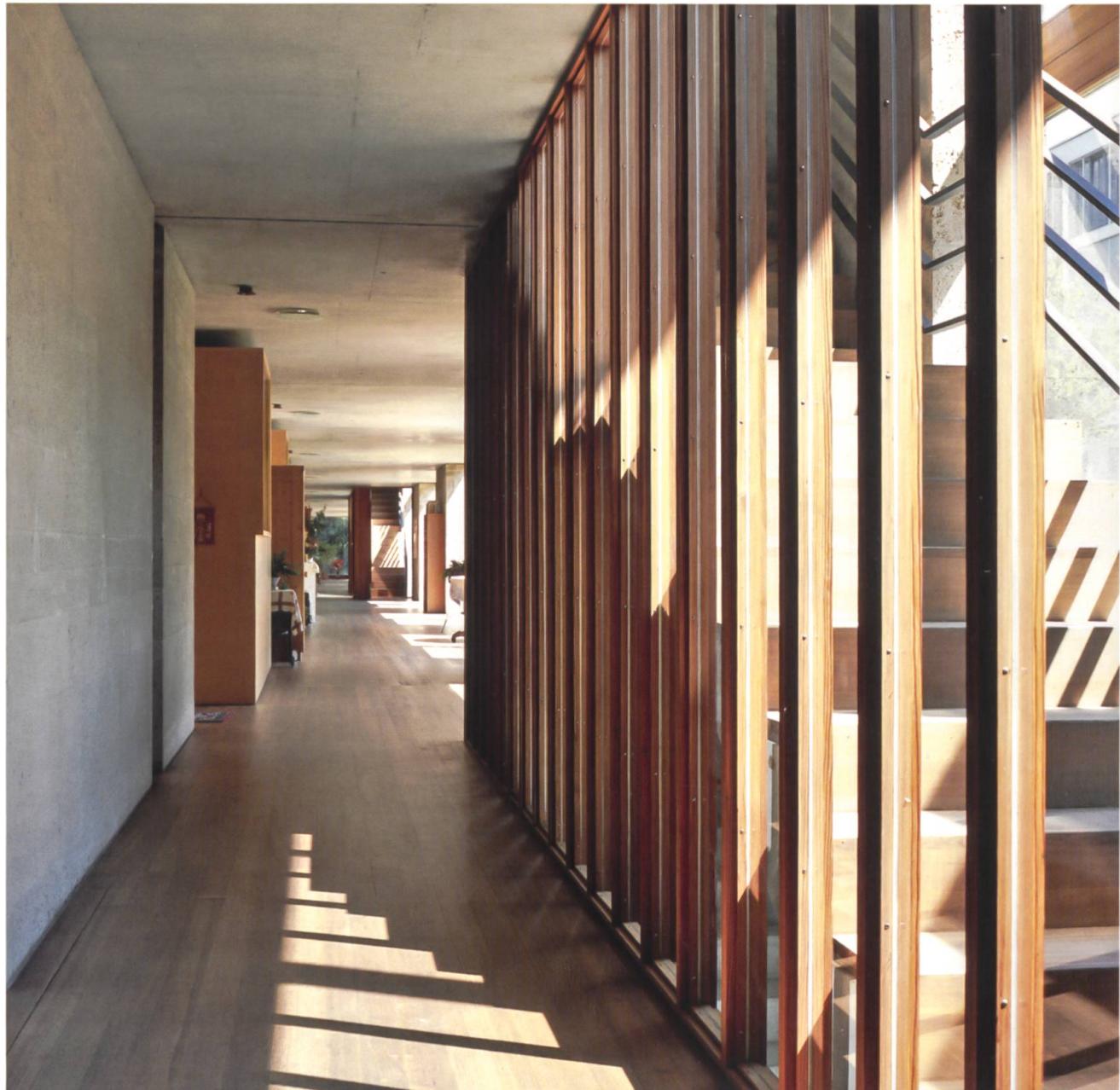
Die kleinen Wohneinheiten wirken als offener, wiewohl zonierter Raum erstaunlich grosszügig. Durch zwei Türen, eine zum Schieben und eine zum Drehen, die sich beide aus dem Schrank-Kör-

per heraus schliessen lassen, kann der Raum aber auch in Zimmer aufgeteilt werden. In hoch verdichteter Form ermöglicht das Haus so einen enormen Reichtum an Erfahrungen. Der offene Raum und die Zimmer, der bergende, erkerartige Winkel in der Fassade, die windgeschützte, zur Abendsonne hin offene Loggia, die massive, steinerne Kammer des Bades, die leichte, hölzerne Kabine der Küche und die Laubenhalle mit ihren unterschiedlichen Nischen: Sie alle sind unterschiedliche Orte mit einer je eigenen Atmosphäre, ohne dass die Einheit des Ganzen dadurch in Frage gestellt würde.

Unter den Materialien fällt der Tuff besonders auf. Der bewusste, wirkungsvolle Einsatz ausgesuchter Materialien war ein wichtiges Thema der Schweizer Architektur jener Zeit. Der Kalktuff, ein bis



Verglasung der Treppe
(© Hélène Binet).



in die 1940er-Jahre beliebtes Baumaterial, das später aber fast gänzlich aus dem Baugeschehen verschwunden war, kann in diesem Kontext gesehen werden. Seine Verwendung ist allerdings ganz anders, als z.B. Herzog & de Meuron mit Baustoffen experimentierten. Während jene das Material «an einen äussersten Punkt» zu treiben suchten (und suchen), «an dem es von allen anderen Aufgaben als <zu sein> befreit ist»,³ so ist Zumthor am Dinghaften eines Bauteils interessiert, wobei die Materialität bloss ein Teil des Ganzen ist.⁴ Die massiven Tuffmauern zum Beispiel nutzen die Eigenheit des Baustoffs als gleichzeitig festes wie auch poröses und daher dämmendes Material und bringen sie in einer

Laubenhalle. Die Holzkörper der Küchen und die Tuffkörper der Bäder schaffen wohnliche Nischen
 (© Hélène Binet).



adäquaten Bauweise zum Tragen, im wörtlichen wie auch im übertragenen Sinn. Die sinnliche Wirkung des Steins wird im Zusammenspiel mit anderen Materialien gestärkt: seine Farbigkeit, seine Porosität, in der sich das Licht und der Schall brechen, seine Rauheit und seine eigentümliche Mischung von Weichheit und Härte treten in Nachbarschaft zu Beton und Holz deutlich zu Tage. Aber auch die Bedeutungen, die mit ihm verbunden sind, spielen ihre Rolle: Kalktuff als traditionelles, vertrautes und dank dem Steinbruch in Surava lokal verankertes Baumaterial, das nicht zuletzt im Umfeld der Bündner Reformarchitektur häufig eingesetzt worden war, wo es sich als Zeichen selbstbewusster, aber

Von innen wirken die Tuffmauern als massive Blöcke, die dem langgestreckten Raum Tiefe und einen ruhigen Rhythmus verleihen
(© Hélène Binet).



Mit den Schiebefenstern lässt sich die Laubenhalle grosszügig öffnen
(© Hélène Binet).

nicht protzender Nobilität etabliert hatte.⁵ Es gibt weder eine Zuspitzung auf einen dieser Aspekte, noch eine Verfremdung. Die Dinge sind, was sie sind, und gerade darin entfalten sie ihre vielfältigen Wirkungen und Bedeutungen. Wenn jemals die Rede von Ganzheitlichkeit sinnvoll wäre, dann hier.⁶

Schön und wahr

Das Wohnhaus für alte Menschen in Masans ist mit den Jahren erwachsen geworden. Die Patina auf dem Dachrand, das gealterte Lärchenholz in all seinen Schattierungen, die Wasserspuren auf dem Stein der Nordfassade: Sie stehen dem Bau gut. Mit den Zei-

chen des Alterns zeigt sich eine neue, eigentümliche Schönheit, die tiefer reicht als die makellose Perfektion des Neubaus von einst – ähnlich, wie in den Falten und grauen Haaren der Bewohnerinnen und Bewohner oft eine Schönheit aufleuchtet, in der sich das Innere der Person widerspiegelt.

«Zu schön um wahr zu sein!», glaubte seinerzeit ein Kritiker des Neubaus titeln zu müssen.⁷ Heute zeigt sich, dass gerade in der Wahrhaftigkeit viel von der Schönheit des Baus liegt. Diese wird durch die Spuren der Zeit nicht tangiert, im Gegenteil. Man sieht einige Veränderungen, am auffälligsten die Markisen, welche die ursprünglichen Vorhänge in den Loggien abgelöst haben. So bedauerlich das sein mag, so verständlich ist es, und der Bau trägt solche Anpassungen mit stoischer Gelassenheit. In nobler Bescheidenheit duckt er sich, um jenen, die im Pflegeheim an ihr Bett gebunden sind, nicht den Weitblick zu versperren und ihnen ein schöner Vordergrund zu sein.

Martin Tschanz diplomierte 1990 als Architekt an der ETH Zürich, wo er anschliessend am Institut gta arbeitete. Er war und ist publizistisch tätig und unterrichtet seit 2005 an der zhaw Winterthur Architekturtheorie und -geschichte.

Adresse des Autors: Martin Tschanz, dipl. Arch. Dr. sc. ETH, Carmenstrasse 25, 8032 Zürich, martin.tschanz@zhaw.ch

Endnoten

1 Marco Meier: «Peter Zumthor: Architekt der Gelassenheit», in Du 5/1992, S. 44–53, bes. S. 53; Peter Zumthor: «Wohnhaus für Betagte, Chur», in: Construction, Intention, Detail. Zürich/München/London 1994, S. 64; Peter Zumthor 1985–1989. Bauten und Projekte. 5 Bde., hrsg. von Thomas Durisch. Zürich 2014, Bd. 1, S. 123.

2 Vgl. z. B. «Das spezifische Gesicht der Architektur – (...begeistert vom Körper) – Ein Gespräch mit Peter Zumthor», in: archithese 5.1996, S. 28–35.

3 Gespräch von Alejandro Zaera mit Jacques Herzog und Pierre de Meuron in: El Corquis 60 «Herzog & de Meuron 1983–1993», Madrid 1993, S. 23.

4 Auf diese Differenz hat Martin Steinmann, der Doyen der Schweizer Architekturkritik, bereits früh hingewiesen: Martin Steinmann: «Die Gegenwärtigkeit der Dinge – Bemerkungen zur neueren Architektur in der Deutschen

Schweiz», in: Construction, Intention, Detail, Zürich/München/London 1994, S. 8–25, bes. S. 16f.

5 In Surava wurde von 1903–1964 Kalktuff abgebaut und der Stein kam u.a. beim Hauptsitz der Kantonalbank in Chur oder beim Hotel Palace in St. Moritz zur Anwendung. Vgl. Guido Casutt: Surava, Frauenfeld 2004, S. 35–47.

6 Zumthor würde dieses aufgeblähte Wort wohl kaum verwenden. Er spricht von Ganzheit: «Ich persönlich glaube noch immer an die sich selbst genügende, körperliche Ganzheit des architektonischen Objekts, wenn auch nicht als selbstverständliche Gegebenheit, sondern als schwieriges, aber unabdingbares Ziel meiner Arbeit» (Peter Zumthor: «Der harte Kern der Schönheit», in: Du 5/1992, S. 69).

7 Ernst Hubeli: «Zu schön um wahr zu sein!», in: werk, bauen + wohnen, 11/1993, S. 6–15.